

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1905

152 (4.7.1905)

Der Volksfreund

Tageszeitung für das werktätige Volk Badens.

Ausgabe täglich mit Ausnahme Sonntags und der gesetzlichen Feiertage. — Abonnementpreis: ins Haus durch Träger zugestellt, monatlich 70 Pf., vierteljährlich 2.10. In der Expedition und den Abgaben abgeholt, monatlich 60 Pf. Bei der Post bestellt und dort abgeholt 2.10, durch den Briefträger ins Haus gebracht 2.28 vierteljährlich.

Redaktion und Expedition
Luisenstraße 24.
Telefon: Nr. 129. — Postzeitungsliste: Nr. 3144.
Sprechstunden der Redaktion: 12—1 Uhr mittags.
Redaktionschluss: 1/2 10 Uhr vormittags.

Inserate: die einspaltige, kleine Zeile, oder deren Raum 20 Pf., Lokal-Inserate billiger. Bei größeren Aufträgen Rabatt. — Schluss der Annahme von Inseraten für nächste Nummer vormittags 1/2 9 Uhr. Spätere Inserate müssen tags zuvor, spätestens 3 Uhr nachmittags, aufgegeben sein. — Geschäftsstunden der Expedition: vormittags 1/2 8—1 Uhr und nachmittags von 2—1/2 7 Uhr.

Nr. 152.

Karlsruhe, Dienstag den 4. Juli 1905.

25. Jahrgang.

Der Wahnsinn eines Krieges.

Die teils recht hitzigen Erörterungen der Maroffrage, denen man zuerst in Organen der deutschen, französischen und englischen Presse begegnen kann, legen die Frage nahe, was denn ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich in unserer Zeit für eine Bedeutung hätte.

Seit 1870/71 haben sich die Verhältnisse ungeheuer verändert, weit mehr als man von den jetzt 35 Jahren erwarten sollte. Die Kriegstechnik ist ganz fabelhaft gestiegen, die Vernichtungswaffen haben eine Gewalt und Macht bekommen, von der sich nur die Fachmänner eine richtige Vorstellung machen können, und von deren Wirkung auf einem Schlachtfeld zwischen Deutschland und Frankreich erst eine wirklich geschlagene Schlacht eine rechte Vorstellung geben könnte. Ein Schrei des Entsetzens würde über die ganze Erde hallen, wenn es je zu einem solch furchterlichen Ereignis käme.

Aber die kriegerische Seite dieses furchterlichen Ereignisses stellt trotz alledem noch die weniger bedeutungsvolle dar. Viel wichtiger wäre die wirtschaftliche Wirkung solches Krieges und sein Einfluss auf die Finanzen der kriegsführenden Völker. Im Jahre 1870 richtete Wilhelm II. an den Franzosen Jules Simon anlässlich der Berliner internationalen Arbeiterkonferenz die Worte: „Ich halte denjenigen für einen Narren und einen Verbrecher, welcher es unternimmt, die beiden Völker (die Franzosen und die Deutschen) in einen Krieg hineinzutreiben.“ Heute, nach 35 Jahren langer gewaltiger Weiterentwicklung unserer industriellen Verhältnisse nach dieser Richtung und dies Verbahren noch viel größer.

Der russisch-japanische Krieg ist ungefähr eine Probe dafür, was ein Krieg zwischen zwei modernen Heeren bedeutet. Wir sagen „ungefähr“, denn daß sich die Wirkungen des ostasiatischen Krieges bei Schlachten zwischen Deutschen und Franzosen auf den beiden oder französischen Schlachtfeldern angeht, der noch weit mehr gesunkenen Soldaten, des weit stärker entwickelten Verkehrsnetzes, das noch vorzuziehen müssen, liegt klar auf der Hand. Die Zukunftsschlacht ist eine Schilbe, die niemand noch zu lösen vermöchte“, sagte vor einigen Jahren der deutsche General von der Goltz. Das Wästel ist jetzt einmengen gelöst, aber eine Schlacht zwischen Deutschen und Franzosen würde auch heute noch, auch nach den Ereignissen in Ostasien, jede Erwartung hinter sich lassen. Ist das jetzt schon in Ostasien ein schauerliches, furchterliches Auseinanderdrallen von Bevölkerungsmassen, voll der blühenden Opfer an Menschenleben und Lebensgütern, so würden diese Opfer doch in einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich noch viel entsetzlicher sein. Umstand führt seinen Krieg auf Tausende von Kilometern von seinem Zentrum entfernt, und selbst Japan kämpft in der Mandchurie, als ob die Spatier in Rußland kämpften. Daß sich ein Krieg nicht im geringsten die Formen annehmen kann, wie wenn die Deutschen und Franzosen ihre Schlachten an der beiderseitigen Grenze schlagen, wo eine viel stärkere Konzentration aller Kräfte und aller sonstigen Hilfsmittel möglich ist, liegt auf der Hand. Auch die beiderseitigen Truppen sind doch ganz andere in doppelter Beziehung. Einerseits gewiß noch viel stärker in der Handhabung der Waffen, speziell der Artillerie, andererseits aber viel frischer in der moralischen Bewertung des Völkermassennordens. Die Millionen Sozialdemokraten haben und drüben würden auf keinen Fall mit jenem Hurra sich aus Massenmorden werfen, wie das die fanatisierten Massen der Vergangenheit fertig gebracht haben. Sie würden über die Pflicht tun, aber nur so, wie es dem möglich ist, der den ganzen hellen Wahnsinn der Völkerschlachterei und ihre Ursachen begriffen. Die Führer bekommen dadurch die allerhöchste Aufgabe. Besonders Mißerfolge, die aus falscher Führung resultieren, fänden eine Kritik, die, wenn sie auch nicht laut gekriegt werden dürfte, durch das bloße stille Bewußtsein unberechenbare Folgen haben kann.

Ganz furchterlich wären auch die Verluste, welche ein heutiger Krieg der Provinz brächte, in der er sich abspielen würde. In der Mandchurie g'bis nur elende Hütten, in denen Chinesen ein höchst arbeitsloses Dasein führen. Das Land, das der Krieg in der dortigen Wildnis erzeugt, läßt sich gar nicht vergleichen mit dem Glanz und Glorienz der Vermischung, die der Krieg etwa in oder bei einer unserer modernen Städte mit ihren Millionenwerten anrichten müßte.

Man denke aber insbesondere an die wirtschaftlichen Wirkungen, diese furchterliche Erschütterung von Industrie, Handel und Landwirtschaft, die Arbeitslosigkeit von ungezählten Hunderttausenden, die durch Hunger und Not erzeugten Epidemien. Die Millionen Männer, die ins Feld müssen, bringen heutzutage, wo ein unendlich kompliziertes Gewebe organisierter Arbeit besteht, durch ihr Fortgehen eine unergieblich viel größere Störung in die Produktion, als das früher bei den zahllosen für sich bestehenden Kleinbetrieben der Fall war. Das Fehlen weniger besonders qualifizierter Arbeitskräfte kann die Arbeit von Tausenden unmöglich oder unrentabel machen. Andererseits wird die Nachfrage für bestimmte Waren mit einem einzigen Schlage so verschoben (man denke z. B. an die Kleider- und Modewelt), daß früher Tausende von Fabriken mit einem Schlage stille stehen werden, weil sie auf gar keinen Absatz rechnen können. Zahllosen Unternehmungen würde sofort der Lebensnerv unterbrochen werden, weil ihnen zahlreichere Konsumenten gefehlt würden. Die Wirtschaft würde jedenfalls in einer so großen Zahl über die Geschäftsstelle geraten, wie es die Welt noch nicht

erlebt hat. Die arbeitslosen Massen aber würden verzweiflungsvoll nach Brot schreien, das den Millionen Streikern ins Feld geschickt werden müßte. Es ist gar nicht auszudenken, welche ein wirtschaftlicher Wirwar entstehen würde.

Selbstverständlich blieben auch die entsprechenden politischen Wirkungen nicht aus. Selbst ein Generalblutkrieg würde der „deutschen Herrlichkeit“ für immer ein Ende machen. Unter dieser „deutschen Herrlichkeit“ versteht Blum natürlich die militärisch-kapitalistische, patriotische Herrlichkeit. Und gewiß würde in einer durch Hunger und Not zur Verzweiflung gebrachten deutschen und französischen Bevölkerung der letzte Rest von Achtung vor denen verloren gehen, die heute noch die Macht in Händen haben.

Nehmen wir drüben aber käme dann durch die bitterste Not die Erkenntnis, daß nur noch solche Politiker an der Spitze beider Völker gebildet werden dürfen, die durch ihre Politik den ewigen Frieden zwischen beiden Völkern garantieren würden.

Wir sind die allerersten, die die entsetzlichen Sünden eines Krieges über Deutschland und Frankreich herbeiwünschten. Aber das ist auch sicher, unsere wirtschaftlichen und politischen Gegner haben ihn unendlich viel mehr zu fürchten als wir. Das könnte nachher für die Völker ganz Deutschlands ein furchterliches Erwachen werden.

Politische Uebersicht.

Das Mißverhältnis.

In den Abhandlungen, die die reaktionäre Presse der abgelaufenen Session des preussischen Landtags widmet, spiegelt sich eine ganz andere Stimmung wieder, als in den trocken mißvergnügten Notizen, mit denen die letzte Reichstagsession zu Grabe getragen wurde. In den Lobeshymnen, die jetzt alle Münder anstimmen, tritt mit plumper Aufdringlichkeit das Weibchen zutage. Preußen gegen das Reich, das Privilegienrecht gegen das Reichstagswahlrecht herauszubringen und mit dem Eifer eines tüchtigen Heroldes die Kaputtglocke lahm zu machen, das preussische Landtag zu einem prachtvollen Streikobjekt umzuwandeln, dessen Erwählung dem Reich noch anzuraten wäre. So kam man überall von der „fruchtbarsten“, der „geheiligsten“, der „verdienstvollsten“ Arbeit, die dieses herrlichste Parlament geleistet haben soll, ganz erstaunliche Dinge lesen. Wo das hinaus will, erklärt die „deutsche Tageszeitung“ ganz offen, indem sie schreibt:

In diesem Hause (dem Abgeordnetenhaus) verfügen zwar nicht die konservativen Parteien, wohl aber die konservativen Elemente über eine bedeutende Mehrheit, und nicht zuletzt ist es diesem Umstand zuzuschreiben, wenn die Gesetzgebung hier nicht unter dem gleichen Druck einer wüsten Demagogie steht wie im Reichstage. Das Fehlen der mißverhältnissen Elemente im Abgeordnetenhaus sichert von vornherein seinen Arbeitern in weit höherem Maße den Erfolg, als dies seit Jahren im Reichstage der Fall war. Das Hauptverdienst an dem ersprießlichen Wirken des Gesetzgebungskörpers gebührt den konservativen Parteien.

Dieses Gerede von der ersprießlichen Arbeit ist ein Schwindel, den man weder in Regierungskreisen noch in Kreisen der reaktionären Parteien glaubt. Die Regierung hat mit Mühe und Not einen Fehler der Kanalvorlage gerettet, das Vergewaltigungsgesetz wurde ihr vollständig verpfändet, das Tillegungsgesetz nahm seinen Weg nach dem Ort. Aber auch die reaktionären Parteien haben im Grunde genommen wenig erreicht, denn der „mündergeklärte“ Gegenstand gegen den länderlichen Kontraktbruch, das Mittel- und Prunkstück der landtäglichen Gesetzgebungstafel wandert ungenossen in Schandstübchen Klische zurück. Von größeren Gesetzen bleibt nur das verfassungswidrige Knebelgesetz gegen die Polen; alles andere ist von geringem Belang.

Freudig und ersprießlich ist die Arbeit, die der preussische Landtag in seiner letzten Session geleistet hat, nur in einem ganz andern Sinne gewesen, als es die reaktionäre Presse meint. Der geistige und sittliche Zustand der Debatte, die in jenem Privilegienhause geführt worden sind, die offene Volksfeindschaft der Beschlüsse, die von ihnen gefaßt wurden, nützen Hunderttausenden die Augen öffnen und sie die Notwendigkeit des Kampfes erkennen lassen. Noch zittert in der Masse die Empörung über das schändliche Schindlerstück, das im preussischen Landtag mit der Sozialreform getrieben worden ist. Noch steht in aller Erinnerung, mit welcher kraftlosen Erbarmlichkeit die Debatten über große politische Fragen wie beispielsweise über den Königsberger Prozeß geführt worden sind! Wenn bald — was höchlich einmal doch geschehen muß — in Preußen der Volkssturm gegen das Privilegienwahlrecht losbricht, so wird das wesentlich ein Verdienst der letzten Landtagsession sein!

Max Girsch.

Genosse Debel, der gegenwärtig in der Schweiz wohnt, veröffentlicht im Züricher „Volkrecht“ einen Nachruf auf den kürzlich verstorbenen Gründer der Girsch-Dunderischen Gewerkschaften, der auch unsere Leser interessieren wird. Debel schreibt:

„Mit Max Girsch ist der letzte liberale Arbeiterführer verstorben, der vom Anfang der deutschen Arbeiterbewegung bis zu seinem Lebensende in ihr tätig war.“

Als im Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts das politische Leben in Deutschland wieder erwachte, wuchsen auch die Arbeitervereine,

wie Pilze nach einem warmen Sommerregen, überall empor. Es waren die geistigen Leiter der liberalen Bourgeoisie, Professoren und Doktoren aller Fakultäten, die sich allerwärts an die Spitze dieser Vereine stellten, um die Führung derselben in der Hand zu haben.

In Magdeburg, dem damaligen Wohnort Girschs, gründete er mit dem Dr. Marbanell und dem freireligiösen Prediger Ulrich den Arbeiterbildungsverein, der bald ein großer Verein wurde. Nach dem Austritt Lassalles (Frühjahr 1863) fanden es die unter liberaler Führung stehenden Arbeitervereine für angemessen, sich näher aneinander zu schließen. Unter Führung L. Sonnenmanns (Frankfurt a. M.), Louis Wächner (Darmstadt), dem Verfasser von „Kraft und Stoff“, und einer Reihe ähnlicher Persönlichkeiten wurde Anfang Juni 1863 ein deutscher Arbeitervereinstag nach Frankfurt a. M. einberufen, dessen hauptsächlichstes Resultat war, daß ein zwölfköpfiger ständiger Ausschuss, dessen Mitglieder über ganz Deutschland verteilt wohnten, gewählt wurde, um die Interessen der Vereine wahrzunehmen. Dieser ständige Ausschuss fungierte bis zum Herbst 1867 und zu seinen Mitgliedern gehörten außer Dr. Girsch die heute noch lebenden Debel und Sonnemann. Auch Friedrich Albert Lange hat demselben von 1864 bis 1867 angehört, bis er nach der Schweiz überfiedelte, um in die Redaktion des Winterthurer „Landboten“ einzutreten.

Der Kampf mit den Lassalleern und die feige Haltung der preussischen Fortschrittspartei im Verfassungskonflikt mit Bismarck hatte die Wirkung, daß ein Teil dieser Arbeitervereine immer mehr nach links marschierte. Im ständigen Ausschuss hatte 1865 Girsch beantragt, daß der nächste Vereinstag im September in Stuttgart das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht auf seine Tagesordnung setze. Das war der äußerste Schritt, zu dem er sich den Sozialisten gegenüber verstand, zu deren festesten Gegnern er — gleich seinem Parteigenossen Eugen Richter — bis an sein Lebensende gehörte. Doch ist er mehr als Richter seinen liberalen Grundfragen treu geblieben und hatte soziale Auffassungen, zu denen Richter sich nie hat erheben können.

Der Krieg von 1866 zwischen Preußen und Oesterreich rief auch im ständigen Ausschuss eine Spaltung hervor. Ein Teil, darunter Dr. Girsch, trat auf die kleindeutsche preussische Seite, der andere Teil auf die demokratisch-großdeutsche. Das Kriegsjahr verhinderte, daß ein Arbeitervereinstag abgehalten wurde. Als aber dann im September 1867 ein solcher nach Gera einberufen wurde, fand derselbe eine sehr veränderte Situation vor. Mittlerweile waren namentlich die zahlreichen sächsischen Arbeitervereine unter Führung von Liebknecht und Debel in der großen Mehrzahl auf dem Marsch ins sozialistische Lager. Diesen gelang es auch, auf dem Vereinstag eine andere Organisation zu schaffen. Der ständige Ausschuss wurde nicht beauftragt, aber als Verhandlungsgegenstand wurde ein Vorort bestimmt, dessen Vorsitzenden der Vereinstag wählte, wozu Girsch die übrigen Mitglieder von den Vereinsgenossen des Vororts gewählt wurden. Bei der Präsidentenwahl siegte Debel mit erheblichem Mehr gegen Girsch. Letzterer mußte es zu seinem Schmerz auch erleben, daß sein ehemaliger Kampfgenosse und jetziger politischer Gegner Debel in Girschs Wahlkreis Plauen i. V. und in seiner Heimatstadt Magdeburg eintrug und in drei Volksversammlungen, die von vielen Tausenden besucht waren, ihn schlug.

Kunze sah Girsch eine Idee, durch die er sich eine neue Stellung in der Arbeiterbewegung zu schaffen hoffte. Im Frühjahr 1869 reiste er nach England zum Studium des Trades-Unionismus. Zurückgekehrt, begann er, mit seinem Parteigenossen Max Dunder, die Gründung der sogenannten Girsch-Dunderischen Gewerkschaften. Gleichzeitig hatten aber auch die beiden vorhandenen sozialistischen Fraktionen die Gründung solcher Gewerkschaften betrieben. Den deutschen Arbeitern blühte also ein dreifacher Segen. Das rapide Umklappen der sozialistischen Ideen in der deutschen Arbeiterwelt in den sechziger Jahren wurde aber für die Girsch-Dunderischen Gewerkschaften eine große Gefahr. Einmal wurde ihnen dadurch das Materialmaterial genommen, oder doch sehr beschränkt, im weiteren wurde auch ein Teil der Gewerkschaften selbst von sozialistischen Ideen infiziert. Sobald Girsch dieses gewahr wurde, griff er zu einem Gewalt- und Radikalmittel. Er ließ auf einer Generalversammlung seines Verbandes statutarische Änderungen vornehmen, wonach jede sozialistische Agitation innerhalb der Gewerkschaften verboten und jeder, der als Sozialist erkannt wurde, mit dem Ausschluss und dem Verlust sämtlicher Beiträge und der Unterstützungen bestraft wurde. Dieser Terrorismus in einem liberal sich nennenden Verband hat seinerzeit viel Staub aufgewirbelt und dessen Entwicklung unterbrochen. Neugierig hatte man die sozialistischen Ideen unterdrückt, aber innerlich sind sie immer stärker geworden. Es besteht wohl kaum ein Zweifel, daß, nachdem Girsch tot ist, die Opposition gegen die gewalttätige Unterdrückung der Meinungsfreiheit überall zum Durchbruch kommt und die Aufhebung jener schmachvollen Bestimmungen nur eine Frage der Zeit ist. Gelingt dies, dann ist aber auch die Bahn frei zu einer Vereinigung mit den freien Gewerkschaften.

Girschs Ehrgeiz war darauf gerichtet, auch parlamentarisch als Arbeitervertreter tätig sein zu können. Hier war ihm aber das Glück wenig hold. Es gelang ihm, im Laufe der Jahrzehnte zweimal in den Reichstag gewählt zu werden, aber immer nur auf kurze Dauer. Untere Arbeit brach ihm bei seinen Kandidaturen den Hals. Dagegen gelang

es ihm mit Hilfe seiner kapitalistischen Freunde, vor einigen Jahren in das preussische Dreiklassenparlament zu gelangen, in dem er bei Arbeiterfragen die Rolle des weißen Raben spielte. Einfluß verstand er sich nicht zu erwerben, dazu fehlten ihm die Eigenschaften. Es dürfte nicht zuziel sein, anzunehmen, daß sein Tod selbst seinen Verbündeten nicht allzuviel Tränen entlockt, die sein terroristisches Handeln nur noch mit Murren ertragen. Er war einer von den Menschen, die das Unglück haben, sich selbst zu überleben.“

Deutsches Reich.

Ein Kulturbild aus der Kaserne.

Ein „Dresdner Breitenbach“ stand in der Person des i. J. 1884 geborenen Unteroffiziers Hermann Fritz Erler von der 7. Kompanie des Schützenregiments Nr. 108 vor dem Kriegsgericht der 3. Division Nr. 32 in Dresden. Erler verließ vor etwa Jahresfrist die Unteroffizierschule zu Marienberg. Sein Abgangszeugnis war selten ungünstig, er wurde darin als ein harter und roher Charakter bezeichnet. Trotzdem er sich, zur aktiven Truppe versetzt, nicht beferte, erfolgte seine Beförderung zum Unteroffizier und im Herbst 1904, nach Einstellung der Rekruten, wurde ihm sogar eine Korporalschaft zur Ausbildung anvertraut. In der niederträchtigen und gemeinen Weise benutzte er diesen Posten, fast sämtliche Leute seiner Korporalschaft tagtäglich zu quälen und zu peinigen. Die Anklage lautete auf Mißhandlung, vorchriftswidrige Behandlung und Beleidigung von Untergebenen. Bei der systematischen Leuteschänderei, die der biedere Rekrutenregisseur be liebte und der Häufigkeit der Fälle ist es unmöglich gewesen, auch nur annähernd eine bestimmte Zahl von Fällen zu nennen. Wie aus den Zeugenaussagen hervorging, war es beim Angeklagten gang und gäbe, die Leute zu beschimpfen, zu ohrfeigen, auf den Kopf oder ins Gesicht zu schlagen, an den Ohren zu ziehen oder ihnen auf andre Weise Schmerzen zuzufügen. Auf die Einzelheiten konnten sich die Zeugen bei den tagtäglichen Brutalitäten des Unteroffiziers zum Teil gar nicht mehr besinnen. Immerhin ergab sich aus der Vernehmung noch genug, so daß sich die Feder kränkt, all die vom Angeklagten begangenen Schandthaten wiedergeben. Nur einige Fälle mögen herausgegriffen sein. Dem Schützen Rindner versetzte E. am Tage der Bataillonseinführung zwei kräftige Ohrfeigen, weil dieser auf Anruf nicht schnell genug gelaufen kam. Günstig bemerkte er dazu, er werde ihn schon an militärische Zucht und Ordnung gewöhnen, Schellen gehörten dazu. Als eines Sonntags der Soldat Niebling entgegen den Vorschriften Wasser vom Schlaftaale holte, erwischte ihn der Unteroffizier. Mit den Worten: „Was machen Sie hier, Sie Schwein!“ schlug er den Mann zweimal mit der Faust ins Gesicht. Den Soldaten Seidenfaden stieß er, weil er nicht schnell genug zum Gewehrtrinken antrat, zur Tür hinaus, schimpfte ihn einen „elenden Mistrippel“ und drohte, ihm das Seitengewehr „durch den Mantel zu rammen“. Beim Turnen schaute er den Rekruten Vogtländer am Ohr und drohte es gewaltig heranzuziehen, sobald er nicht nach einigen Tagen verheilt war. Während des Exercierens auf dem Keller hatte der Schütze Weiz nicht die richtige Stellung eingenommen, worauf ihn der rohe Unteroffizier am Ohr nach der letzten Hinog und ihm eine blutende Wunde beibrachte.

In einer kalten Winternacht jagte der Korporal gegen 11 Uhr die ganze Korporalschaft aus den Betten, weil sein Bett nicht ordentlich gemacht worden war. Nur mit dem Hemd bekleidet, mußten zwei Leute das Bett nochmals machen und wieder einreihen, während die übrigen Mannschaften solange — etwa eine halbe Stunde — am Fenster, ebenfalls im Hemde, stillstehen mußten und natürlich kühl froren. Typisch für die Art und Weise, wie Erler mit den Leuten umsprang, ist auch die Behandlung des Schützen Schiebold. Dieser hatte beim Exercieren irgend etwas nicht richtig gemacht. Darauf ging der Angeklagte auf ihn zu und versetzte ihm, ohne ein Wort zu sagen, mit der Faust einen heftigen Schlag gegen das Kinn, so daß das Zahnefleisch blutete und der Mann lange Zeit starke Schmerzen hatte. Weil er in der Instruktionshunde eine Frage nicht beantwortet konnte, mußte der Schütze Müller V über 200mal Schmel freiden und Knie beugen, bis er schwitzte und ermattet war. Wiederholt hat der Angeklagte die ganze Korporalschaft oder einzelne Leute damit schikaniert, daß er an den Sonntagsnachmittagen den Schlaftaale in Ordnung bringen und Stube und Abort säubern ließ, so daß den Leuten ihre freie Zeit verloren ging, ihr Mittagessen nicht einnehmen konnten oder schmutzig zum Dienst antreten mußten.

Der Soldat Seidenfaden hatte sich nach dem Einrücken vom Dienst auf den Abort begeben und sollte sich dann nicht schnell umgekleidet haben. Zur Strafe mußte er dafür wiederholt hintereinander Drillisch- und Luchanzug anlegen, worauf er, obgleich seit längerer Zeit leidend, wofachschmal die Treppen bis zum zweiten Stockwerk hinauf und hinuntergejagt wurde, wobei er ihm zurief: „Gund, verdammter, wenn du nicht schnell machst, wirst du sehen, was passiert!“ Am nächsten Morgen meldete sich E., der gleich nach dem Vorfall bedeutend heftiger Schmerzen empfand, krank; er wurde darauf wegen Druckschlaglähmung ins Lazarett geschickt. Dort befindet er sich noch jetzt; zu seiner völligen Wiederherstellung soll er in den nächsten Tagen nach Glaxwalds Ruhe gebracht werden. Wahrscheinlich ist die Verschlimmerung des Leidens

1.08
1.65
2.15
2.35
1.88
2.25
6.50, 5.25
6.—, 4.50
7.50, 70 Pf.
7.50, 4.50
100 em 7.50
2.25, 1.95
2498
senden
erstr. 6,
rube, Zafob
t. St. Ingbert,
ellangen heute
Der Döing.
g.
von Kofs
mber 1905
entscheidung-
vorjährigen
ine an den
Gaswerk
für Gas-
verabfolgt.
hen wie im
Zimmeröfen
b Gaswerk
g. bis auf
in beiden
en übrigen
2 Uhr und
reisen statt.
e.
aren
zugsquelle.
24
33.

